

medizinische forschung - unsere gesundheit von morgen





«Wer gut ist, muss noch mehr gefördert werden»

Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel ist in Pension gegangen. In einem Interview, das am 12. Februar 2008 stattfand – zweiinhalb Wochen bevor er den Schlüssel zu seinem Institut abgab – schaut er auf sein langjähriges Schaffen zurück und bekennt sich nochmals ausdrücklich zur Spitzenforschung.

Interview: Beat Glogger, Mitarbeit: Claudia Frick

Beat Glogger: Herr Zinkernagel, seit 29 Jahren sind Sie am selben Institut in Zürich Professor. War es nie langweilig, immer dasselbe zu machen?

Rolf Zinkernagel: Nein, sicher nicht. Es war auch nie dasselbe, obwohl das Thema gleich blieb: Wie funktioniert die Immunantwort, wie bekämpft unser Körper Infektionen? Natürlich gehören zur Forschung auch viele repetitive Arbeiten. Aber die Fragestellungen und die Problemlösungen sind jeden Tag sehr, sehr neu.

Als Sie den Nobelpreis erhielten, waren Sie überzeugt, dass der Forschungsplatz Schweiz und die Universität Zürich davon profitieren werden. Wie ist Ihre Bilanz zwölf Jahre danach?

Ich glaube, dass vielen Leuten, die von Wissenschaft wenig verstehen oder die sich nicht dafür interessieren, bewusst wurde, dass es Wissenschaftler gibt, die besser sind als der Durchschnitt – wie im Skifahren. Diese Erkenntnis ist gut fürs Selbstbewusstsein der Schweiz, sowohl für die Universitäten als auch für die Industrie.

Und ich denke, dass das Schweizer Stimmvolk deshalb bei der Genschutzinitiative und der Tierschutzinitiative im Sinne der Forschung entschieden hat.

Sie sprechen die beiden Initiativen an, bei denen Sie sich politisch engagiert haben und die mit einem für Sie positiven Ergebnis ausgegangen sind. Die letzte Initiative, das Moratorium für den kommerziellen Anbau gentechnisch veränderter Pflanzen, ist aber nicht im Sinne der Wissenschaft entschieden worden. Ist der Bürger der Wissenschaft also doch nicht so positiv gesinnt?

Das ist sicher so. Der Bürger hat Angst. Und diese Angst hat damit zu tun, dass der Bürger nicht oder zu wenig versteht, worum es geht. Das ist begreiflich und sicher nachvollziehbar.

Bei der Genschutzinitiative haben Sie sich dafür eingesetzt, dass die Bürger mehr wissen, beim Moratorium nicht mehr. Warum?

Das Problem beim Moratorium war, dass alle Zeichen darauf hindeuteten, dass es angenommen wird. Da war klar, dass wir keinen Erfolg haben können.

Waren Sie zu müde?

Nein, überhaupt nicht. Aber ich glaube, man muss realistisch sein.

War also die Wirkung des Nobelpreises, im Sinne von mehr Verständnis für Wissenschaft zu schaffen, doch nicht so gross?

Das ist so. Es gibt ganz klare Grenzen, leider.

Hätten Sie sich mehr erwartet?

Ja. Aber es ist enorm schwierig, Ängste zu vermindern, da hilft auch der Nobelpreis nicht viel. Ich habe damals ja eine

Kolumne im Blick gemacht, weil ich der Überzeugung war, dass ich damit jene Leute erreichen kann, die wir Wissenschaftler eigentlich erreichen müssten.

Was hat sich seither geändert bezüglich der Bedingungen, in denen Sie arbeiten? In einem Interview vor zwölf Jahren sagten Sie, Sie seien 70% Forscher und 30% Verwalter. Wie sieht das Verhältnis heute aus?

Immer noch gleich. Aber ich musste mich sehr darum bemühen. Es wäre viel einfacher, nur noch zu reisen oder Vorträge zu halten. Aber viel weniger spannend.

Nobelpreisträger Karl Alexander Müller hat einmal gesagt, früher hätte er noch «im Geheimen» forschen können. Haben Sie das auch gekonnt?

Ja, sicher.

Aber die Zeiten sind vorbei?

Das würde ich so nicht sagen. Es gibt gewisse Rahmenbedingungen, die man heute – ob man will oder nicht – einfach nicht überschreiten darf. Beispielsweise bei den Tierversuchen. Aber beim Budget gibt es schon noch Freiheiten. So stellten wir beispielsweise immer etwa einen Drittel des Geldes für Versuche zur Verfügung, in denen wir total Neues ausprobieren. Ich nannte das die Samstagmorgen-Experimente.

Aber der Spardruck hat zugenommen.

Einerseits ja. Andererseits glaube ich, dass man speziell in Zürich beziehungsweise in der Schweiz immer Geld findet, wenn man etwas Sinnvolles machen will und man einen gewissen Leistungsnachweis hat. Für die Zukunft hoffe ich aber, dass die ganz guten und erfolgreichen Forscher – mindestens während dieser erfolgreichen Zeit – noch mehr gefördert werden.

Ist das nicht ein Widerspruch, die schon guten noch weiter zu fördern?

Ich weiss, in der Schweiz wird das nicht so gern gesehen, Calvin und Zwingli haben für Mittelmass gesorgt. Die Guten sollen nicht noch mehr gefördert werden. Und das spürt man sogar als Nobelpreisträger hie und da. Die Angelsachsen hingegen haben die Haltung: Wenn einer gut ist, dann fördern wir ihn, dann wird er noch besser.

Sie plädieren also klar für Spitzenforschung?

Sicher, das muss das Ziel einer Universität sein.

Reden wir über den Einfluss der Politik auf die Wissenschaft und der Wissenschaft auf die Politik. Sie waren ja im Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierat und sind im 2007 gegründeten European Research Council. Was tun Sie da?

Im Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierat disku-

tierten wir Fragestellungen in einer ganz ungezwungenen, offenen Art, um dann dem Bundesrat Ratschläge zu geben. Beispielsweise in der Frage, ob in der Schweiz alle Universitäten das gleiche Niveau haben sollten oder ob eine gewisse Gradierung erwünscht ist.

Was war da Ihre Meinung?

Klar für Wettbewerb. Weil nur so die Leute motiviert werden, mehr Leistung zu bringen als normalerweise. Nur so kann aus «gut» ein «hervorragend» werden. Wir müssen eben aus diesem calvinistisch-zwinglianischen Durchschnittsdenken herauskommen.

Wie sieht das die EU?

Auch die EU will Wettbewerb, und damit die Besten fördern. Aber in vielen Universitäten in der EU ist der Wettbewerb noch geringer als in der Schweiz. Die Schweiz hat bereits relativ viel Wettbewerb. Allerdings nicht so viel und nicht so ungezwungen wie die Amerikaner.

In Europa steht die Schweiz also gut, mittel...

...sehr gut da. Das zeigt zum Beispiel auch der Citation-Index. Die Schweizer Forschenden stehen immer sehr weit oben, wenn nicht sogar zuoberst. Auch bei der Anzahl hoch qualifizierter Publikationen.

Auch die Ratings der Schweizer Hochschulen sind hoch.

Ja, aber die zehn oder fünfzehn besten, die sind eben nicht in Europa, sondern in Amerika.

Umgekehrt nimmt auch die Politik immer mehr Einfluss auf die Wissenschaft: Was sagen Sie zur Forderung, die Wissenschaft müsse ihren volkswirtschaftlichen Nutzen belegen, bevor sie Geld erhält?

Forschung wie auch Musik, Kunst oder Sport gehören zum Menschen und machen ihn aus. Deshalb muss sich der Steuerzahler überlegen, wozu der Steuerfranken eingesetzt werden soll. Sollen damit nur die Ausbildung und die Lehre bezahlt werden und die Forschung, die Musik und der Sport durch Privatinitiativen finanziert werden? Oder sind dies auch Aufgaben der Allgemeinheit und gehören damit in den Staatshaushalt?

Ihre Meinung?

Forschung, wie Musik und Sport, ist ein wichtiger Teil der allgemeinen Staatsaufgaben.

Die Arbeit, mit der Sie den Nobelpreis gewonnen haben, entstand, als Sie gerade 29 Jahre alt waren. Hätten Sie damals als Jungforscher den volkswirtschaftlichen Nutzen ihres Tuns belegen können?

Nein. Wobei es bei mir relativ einfach gewesen wäre, da wir zu Infektionen und der Immunabwehr, also zu medizinischen Fragestellungen, geforscht haben. Aber für andere Forschungsgebiete ist das schwieriger.

Für Spitzenforschung muss man auch gute Forschende bezahlen können. Heute beklagen sich viele Wissenschaftler, dass ihnen wegen knapper Mittel die guten Leute davonlaufen.

Da treffen zwei verschiedene Dinge aufeinander. Geld für Forschung findet man immer. Das mit den Salären hingegen ist ein Problem, aber das war schon früher so. Denn es ist schwierig, innerhalb der Universität jemandem mehr zu bezahlen, auch wenn er sehr gut ist. Dies betrifft auch das Universitätsspital, denn in den letzten zwanzig Jahren haben die Privatspitäler stark zugenommen. Dort herrscht jetzt freier Markt, eben auch bei den Salären.

Das heisst, ein Forscher muss bereit sein, unter tollen Forschungsbedingungen, aber für wenig Lohn zu arbeiten?

Ja, denn die Freiheit und das Privileg, mit Steuergeldern im Sandkasten spielen zu dürfen, kostet etwas. Das heisst, man gehört nicht zu den sehr gut Verdienenden. Das ist einfach so.

Fremdfinanzierung ist da ein Ausweg. Gibt es in Ihrem Institut Geld von Novartis?

Nein.

Aber Sie sind Novartis-Verwaltungsrat. Das ist kein Ehrenamt, oder?

Nein, nein, das ist bezahlt. Für eine solche Arbeit muss ich die Bewilligung der Universität haben, die ich auch habe. Aber solche Nebenbeschäftigungen sind klar geregelt.

Es gibt Professoren, die wegen ihrer Verbandlung mit der Industrie ins Schussfeld geraten. Bei Ihnen ist das nicht passiert. Wie haben Sie sich dieser Kritik entziehen können?

(Pause) Da überfragen Sie mich. Aber, ich denke, ich habe mich immer bemüht, das sauber auseinanderzuhalten. Und es scheint mir gelungen zu sein.

Sie wollten bereits vor einem Jahr zurücktreten, aber bis heute wurde kein Nachfolger gefunden. Sind die Fussstapfen zu gross,

die Sie hinterlassen, als dass jemand sie füllen kann?
Nein, sicher nicht. Es gibt viele, sehr viele Immunologen.

Aber zu wenig gute?
Das würde ich überhaupt nicht so sagen.

Was passiert denn jetzt in zweieinhalb Wochen mit Ihrem Institut, wenn Sie nicht mehr da sind?
Die Türen werden geschlossen, bis der Neue bestimmt ist.

Und die wertvolle Forschung? Die Projekte, die noch nicht fertig sind?
Das ist dann halt nicht fertig. Es gibt unfinished Business. Das ist schade, aber fertig ist man nie.

Was würden Sie anders machen, wenn Sie nochmals anfangen könnten?
(Lange Pause). Ich würde wahrscheinlich ein oder zwei Positionen im Institut permanent besetzen, um die Nachfolge zu präjudizieren. Weil, es scheint so zu sein, dass wenn man – ich sag mal – zu fair ist, nicht unbedingt belohnt wird.

Und was wird Rolf Zinkernagel tun, wenn er nicht mehr Professor am Institut für Experimentelle Immunologie ist?
Sehr viele Dinge. Die Familie, die Kinder oder die Hobbys kamen während meiner Zeit als Forscher zu kurz. Ich gehe gerne in die Berge, und das werde ich weiterhin tun, solange ich kann. Und: Im eigentlichen Sinn gereist bin ich auch sehr wenig, meist nur an Kongresse. Wenn ich künftig also für Vorträge eingeladen werde, hängen ich und meine Frau noch ein paar Wochen dran und schauen uns auch andere Dinge an. Das kann ich jetzt mit ruhigerem Gewissen machen.

Aber den Laborschlüssel geben Sie definitiv ab?
Ja. Das ist leider so. Auch wenn es noch viele Fragen gibt, die ich gerne beantwortet gehabt hätte. Aber, that's how it is.

Zur Person

Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel arbeitete seit 1979 am Institut für Experimentelle Immunologie des Universitätsspitals Zürich. Zusammen mit dem Australier Peter Doherty entdeckte er 1973, wie das Immunsystem virusinfizierte Zellen erkennt. Für diese Erkenntnis wurden die beiden 1996 mit dem Nobelpreis für Medizin geehrt.